

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Goethes Sämtliche Werke

Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden

Dramatische Fragmente und Übersetzungen

Goethe, Johann Wolfgang

Stuttgart, [1923]

Einleitung

[urn:nbn:de:bsz:31-85615](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-85615)

Einleitung

„Literatur ist das Fragment der Fragmente: das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das Wenigste übrig geblieben.“ Dieser der Gesamterscheinung der Literatur geltende Ausspruch Goethes (Bd. 38, S. 270) trifft in seinem ersten Teile auch für den einzelnen Vertreter von ihr, besonders aber für ihn selbst zu.

In den sämtlichen Werken eines Dichters von reicher Individualität ist keineswegs seine Persönlichkeit ganz ausgesprochen. Vielmehr kann man auch hier sagen, daß von dem, was er dachte und fühlte, was seinen poetischen Geist ausmachte, das Wenigste niedergeschrieben wurde. Denn selbst bei einem leicht produzierenden Poeten ist es ein mühsamer Weg vom Aufblitzen einer dichterischen Idee, vom stillen Hegen eines Planes bis zur Gestaltung auch nur in Gedanken, bis zur Fixierung im innern Sinn oder gar bis zur Niederschrift, ein Weg, der wohl in den seltensten Fällen bis zu Ende gegangen wird. Und wie vieles rauscht unbeachtet, ohne auch nur flüchtig festgehalten zu werden, vorüber! Besonders in der gärenden Jugendzeit, in der Epoche überschäumender Schaffenslust und fetten Selbstvertrauens, da der Dichter das Maß seiner Kräfte noch nicht kennt, werden sich Einfälle und Pläne häufen, durchkreuzen und gegenseitig am Ausreifen hindern. So kann man wohl sagen, daß die ge-

samtan Leistungen eines Künstlers immer nur einen Teil seiner Möglichkeiten zu Tage fördern, daß sie nur Bruchstücke seiner Individualität sind.

Von dem, was in dieser Art durch Goethes Kopfsuhr, gibt einen ungefähren Begriff, was im 38. Bande der Weimarer Ausgabe seiner Werke unter dem Titel „Späne“ (S. 481 ff.) zusammengetragen ist. Vor allen Dingen aber gewährt der vorliegende Band, der seine dramatischen Fragmente vereinigt, eine ahnungsvolle Vorstellung dieses Wogens von Gedanken und Absichten in der Brust des Poeten, dieses ungemünzten oder nur zum Teil gemünzten Reichthums an Ideen und Entwürfen. Nach den verschiedensten Seiten hin erheben sie Anspruch auf unser Interesse. Den Bemühungen, die Natur des Dichters zu ergründen, kommen sie ebenso entgegen wie die vollendeten Schöpfungen. Denn nicht minder in dem, was sie gewollt, als in dem, was sie erreicht hat, erkennen wir die Persönlichkeit. Und wie groß der Reiz ist, angefangene und fallen gelassene Fäden im Geiste des Dichters fortzuspinnen, lehrt die umfangreiche Literatur, die gerade die Fragmente hervorgerufen haben und an der nicht die schlechtesten Köpfe unter den Forschern beteiligt sind. Aber darüber hinaus haben gerade diese Erzeugnisse einer vorübergehenden Stimmung oder einer übermäßigen und darum schwer oder gar nicht zu verwirklichenden Genialität ihren besondern Eigenwert. Ich brauche nur an „Prometheus“ und „Pandora“ zu erinnern. Und wie spiegelt diese hier versammelte bunte Schar von bloßen Fetzen, Szenenstücken, ganzen Akten und fast vollendeten Schöpfungen das unermessliche Reich, das Goethes Poesie darstellt, wider! Auf die Stoffwelt hin betrachtet, umspannen die Fragmente Welten von Zeit und Ort. Sie reichen von der mythologischen Sphäre in den Umkreis der Bibel und

des arabischen Orients, von der griechischen Heroenwelt in die römische Geschichte und das beginnende Mittelalter und gelangen bis zur Epoche, da den Dichter die erregenden Ereignisse der eigenen Zeit zur poetischen Widerspiegelung drängten. Der Form nach begegnet uns bald die Prosa, bald erklingen freie Rhythmen. Hier herrscht noch der gebundene Vers der französischen Tragödie, dort ergößen unser Ohr die weichen Töne der „Iphigenie“ und des „Tasso“. Hier wird ein Versuch mit dem spanisch-romantischen Vers gemacht, dort erhebt sich die Pracht des neuen eigenen, aus der Verschmelzung von Oper, Antike und Romantik gewonnenen dramatischen Altersstiles („Pandora“).

Diese Mannigfaltigkeit kann nicht überraschen, wenn man bedenkt, daß sich die Stücke ihrer Entstehung nach über einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren erstrecken (1765—1808). Naturgemäß reflektieren sich auch in ihnen die großen Wandlungen, die Goethes Poesie innerhalb dieser Grenzen erfahren hat. „Belfazer“ und „Tugendspiegel“ zeigen ihn noch befangen in der französisierenden Manier. Als jenes Fragment entstand, hatte Lessing seine Hauptschlacht gegen Gottsched und Voltaire noch nicht geschlagen; als dieses unter dem Stern der „Minna von Barnhelm“ geborene Bruchstück entworfen wurde, stand er im heißesten Kampf für sein poetisches Ideal, ohne daß sich dessen wohlthätige Folgen schon hätten geltend machen können. Wohl aber atmen „Cäsar“, „Mahomet“ und „Prometheus“ den feurigen Geist jener von Lessings Dramaturgie mit heraufbeschworenen Sturm- und Drangperiode. Doch macht sich zugleich in der Wahl des Stoffes der zuletzt genannten Dichtung und, wie in den unten folgenden Anmerkungen gezeigt ist, auch in einzelnen Motiven der Einfluß der Antike geltend. Goethes gewaltiger, weit umspannender Sinn

konnte niemals von einer Richtung oder Manier ausgefüllt werden. Seine Verehrung für Shakespeare und Hans Sachs schloß diejenige für die Griechen nicht aus, und zu gleicher Zeit bewegte sich seine Poesie in den von ihnen beschrittenen Bahnen. Bald aber kam die Epoche, da er sich mit Vorliebe vom Genius der hellenischen Kunst leiten ließ. Ihr gehören „Elpenor“, „Naufikaa“ und der „Befreite Prometheus“ an. Dieser Entwurf, in dem der Dichter mit Aeschylus selbst zu wetteifern gedachte, bezeichnet wohl den Höhepunkt der Goethischen Griechheit, wie man damals sagte. Inzwischen ist er auch in einem andern Sinne zu einer Grenzscheide gelangt. Er fängt an, das ihm anvertraute künstlerische Vermögen ökonomisch zu verwalten. Während er den „Elpenor“ nach gewohnter Weise zu dichten beginnt, ohne sich über den Plan irgend Notizen zu machen, in vollem Vertrauen auf sein Gedächtnis, entwirft er von der „Naufikaa“ ein volles Schema. Es ist das erste, das uns in seiner poetischen Laufbahn begegnet.

Um die Jahrhundertwende beginnen neue Einflüsse das Übergewicht der antikisierenden Poesie Goethes zu erschüttern. Vor allem ist es die Romantik, deren Einwirkung sich sein empfänglicher Sinn nicht verschließen kann. Ganz in ihrem Geiste sind die „Bruchstücke einer Tragödie“ gehalten, während die Eigenart der „Pandora“ auf der Vereinigung der Romantik und des Klassizismus beruht. Diese Auffassung habe ich in den Anmerkungen zu dem Fragment eingehender zu begründen versucht. Hier aber möchte ich noch darauf verweisen, wie sich selbst die Grundidee der Dichtung mit den Hauptbestrebungen der Romantiker berührt. Im „Athenäum“, ihrer programmatischen Zeitschrift, werden Wissenschaft und Kunst einmal geradezu den Göttern und der Unsterblichkeit gleichgesetzt. „Nicht Hermann und Wodan“,

heißt es da, „sind die Nationalgötter der Deutschen, sondern die Kunst und die Wissenschaft.“

Neben dem Fragmentisten Goethe lehrt uns der Band aber auch den Übersetzer Goethe kennen.

Auf die große Bedeutung, die das Übersetzungs-
wesen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für
unsre Literatur gehabt hat, kann hier nur hingewiesen
werden. Was Klopstock, Herder und neben ihnen Männer
geringeren Schlages immer wieder als Forderung hin-
stellten, daß man in Anlehnung an fremde Sprachen, be-
sonders ans Griechische, durch Übertragung hervorragender
klassischer Werke das eigene Schrifttum hebe und
bereichere, ging in ungeahnter Weise in Erfüllung.
Auch die Hoffnungen, die man daran knüpfte, verwirk-
lichten sich in reichem Maße. Es ist kaum zu viel ge-
sagt, wenn man behauptet, daß erst durch den Anschluß
an die Eigenart fremder Literaturen eine neue, von der
Prosa mannigfach unterschiedene poetische Sprache ge-
schaffen wurde. Als Goethes Wirksamkeit begann, war
in dem Streben, zu einer freien Dichtersprache zu ge-
langen, hauptsächlich durch Klopstock ein großer Schritt
vorwärts geschehen, und dies hatte sich niemand mehr zu
nutze gemacht als er. Und nicht lange darnach begann
die klassische Periode der deutschen Übersetzungskunst.
Boß übertrug den Homer, Schlegel eroberte Shakespeare
für Deutschland, von andern Unternehmungen zu
schweigen. Daß Goethe es nicht für Raub achtete, selbst
zu dolmetschen, ehrt ihn und war für uns ein Glück.
Denn auch bei dieser Übung seines Geistes verließ ihn
seine Genialität nicht. Das Lehren außer den unten ab-
gedruckten Dramen der „Cellini“ und „Rameaus Nefte“.

In seiner Rede zum Andenken Wielands (Bd. 37,
S. 11 ff.) bespricht Goethe auch die reiche Tätigkeit, die
der Freund als Übersetzer griechischer und lateinischer

Werke entfaltet hatte. Dort sagt er: „Es gibt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andre hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt.“ Während er dann von Wieland bemerkt, daß er auch hier den Mittelweg suchte und beide zu verbinden bemüht war, gab er selbst dem ersten Prinzip den Vorzug. In den Anmerkungen suche ich zu zeigen, wie er dasjenige, was in den Originalen seinem Gefühl und dem deutschen Geist überhaupt widerstrebte, umschuf, wie er die Vorlagen nationalisierte. Ob die Dichtungen dadurch an Wert eingebüßt haben? Goethe war sich der Schwierigkeit des Übersetzens durchaus bewußt. Sein unbestechlicher Blick sah auch hier auf den Grund, und er erkannte, daß die Aufgabe des Übertragens aus einer fremden Sprache im tiefsten Sinn unlösbar ist. Er hat sich darüber in seinen „Sprüchen in Prosa“ (Bd. 38, S. 265, 22 ff. 285, 22 ff.) wiederholt geäußert. In dem ersten sagt er geistvoll: „Übersetzer sind als geschäftige Kuppler anzusehen, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen; sie erregen eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original.“ Das trifft in gewisser Beziehung auch für seine Übertragungen des „Mahomet“ und des „Tancred“ zu, nur nicht insofern, als ob er etwa hinter den Vorlagen zurückgeblieben wäre. Das wird auch Voltaires glühendster Verehrer nicht zu behaupten wagen.

Otto Puiower.